

Kongress Beatenberg

«Worauf es in der Schule ankommt»

„Bildung neu denken“ „Eine menschliche Bildungspolitik aus Sicht eines Regierungsrats“

(ca. 40')

Freitag, 12. Mai 2017, 10:45 Uhr

Institut Beatenberg, Glunten 699, Beatenberg

Geschätzte Anwesende

Herzlichen Dank für die Einladung zum heutigen Kongress «Worauf es in der Bildung wirklich ankommt».

Was will man mehr als Erziehungsdirektor, als sich zur Frage „Worauf es in der Schule wirklich ankommt“ äussern zu dürfen!

Wobei ich gleich hier eine Einschränkung machen muss – und gleich mitten im Thema bin: Eigentlich ist der Erziehungsdirektor nicht die geeignete Person,

um auf diese Frage zu antworten. Andere sind hier berufener. Und genau darum wird es in meinem Referat gehen.

Für mein Referat habe ich das Thema gesetzt: „Was kann der Staat – und was nicht?“ Mit dieser Frage möchte ich mich vertieft auseinandersetzen.

Zuerst stellt sich für mich grundsätzlich die Frage: Worauf kommt es in der Bildung an?

*

* *

Vor ein paar Jahren war ich eingeladen, an einer Tagung von Schulleiterinnen und Schulleitern zum Thema „*Die Schule – eine Unternehmung oder ein service public?*“ ein Referat zu halten.

Ich muss zugeben, ich hatte einige Mühe mit dem Thema.

Dass die Schule nicht einfach eine Unternehmung ist, welche eine Ware oder Dienstleistung anbietet

und damit Geld verdienen will, scheint mir klar. Die Schule ist etwas anderes.

Ist sie aber deswegen ein „service public“, wie das neue Modewort seit einigen Jahren lautet?

Selbstverständlich ist die Schule ein kostenloses Angebot des Staates, das allen Kindern in diesem Land zur Verfügung steht und zum Grundauftrag der öffentlichen Hand gehört.

Schule kann – so zumindest die hierzulande vorherrschende Meinung – nicht einfach der privaten Initiative überlassen werden, sie gehört zu den Kernaufgaben des Staates.

Und selbstverständlich ist der Unterricht eine Dienstleistung und nicht eine Ware. In dem Sinne ist die Schule ein „service public“, eine öffentliche Dienstleistung, ein öffentliches Angebot im ursprünglichsten Sinne des Wortes.

Und doch überzeugt mich eine solche Definition nicht.

Der Grund ist: Die Schule ist nicht in erster Linie eine Dienstleistung, welche den Schülerinnen und Schülern angeboten wird und von diesen sozusagen als Kundinnen und Kunden in Anspruch genommen wird.

Schule ist auch nicht im engeren Sinne eine Dienstleistung, deren Zweck die Vermittlung von Wissen ist.

Schule ist vielmehr eine **menschliche Beziehung** zwischen Lehrerinnen und Lehrern und ihren Schülerinnen und Schülern – und den Eltern.

Die Schule ist deshalb in erster Linie eine **Institution**, die einen geschützten Rahmen bieten muss, in welchem die Gesellschaft eben diese Beziehung, abseits von politischen und gesellschaftlichen Modeströmungen, sicherstellt.

Bildung ist eine **soziale Interaktion**, eine menschliche Beziehung zwischen den Partnern Lehrkräften, Kindern und Eltern.

Es geht um Kinder und ihre Entwicklung. Nicht einfach nur um ihr Wissen und Können. Sondern ihre Begleitung und ihre Stärkung in einer der wichtigsten Entwicklungsphasen des Menschen.

Deshalb kann Schule nicht einfach in der Kategorie eines „service public“, wie etwa der öffentliche Verkehr, die Wasserversorgung oder die Kehrichtabfuhr, gesehen werden, sondern gehört in erster Linie in die Kategorie der menschlichen Beziehungen.

Diese Aussage ist nichts Neues. Jede Lehrerin und jeder Lehrer weiss dies. Dies macht ja auch diesen Beruf so schön und zugleich so schwierig.

Und doch scheint mir, dass diese Grunderkenntnis in der Diskussion um Bildung wieder mehr Stellenwert erhalten muss.

Als ich vor elf Jahren als Erziehungsdirektor begonnen habe, ging ich wie selbstverständlich davon aus, dass dies die allgemeine Erkenntnis sein müsste. Ich war ja kein Spezialist der Bildungspolitik – und vielleicht hatte ich eine etwas naive Vorstellung von Bildungspolitik.

Ich musste dann aber rasch einmal feststellen, dass in der entsprechenden Diskussion in der EDK, der Wissenschaft, der Politik, den Medien, sehr viel

- von Standards und Indikatoren,
- von Evaluationen,
- Monitoring und Messungen wie PISA
- von Systemsteuerung
- von flächendeckenden Obligatorien, etwa für Lehrmittel oder den Kindergartenbesuch,
- und solchen Dingen gesprochen wurde

- mehr als von Kindern, Eltern, Lehrerinnen und Lehrern und ihrer Beziehung.

Ziemlich zu Beginn meiner Amtszeit musste ich innerhalb der EDK bei einer Broschüre zu HarmoS intervenieren, weil das Wort „Kind“ oder „Schülerinnen und Schüler“ in der ganzen Broschüre nie vorkam.

Dies hat sich in den letzten Jahren gebessert – davon bin ich überzeugt. Der Trend zu einer technokratischen Bildungspolitik ist gebrochen und das Menschliche in der Bildungspolitik rückt wieder in den Vordergrund.

Wenn ich dazu einen ganz kleinen Beitrag leisten konnte, so bin ich sehr froh.

Mir war von Anfang an das Menschliche, die Beziehung wichtig.

In meiner Direktion habe ich sehr rasch umgesteuert.

Zu Beginn wollte man noch

- die Schulinspektorinnen und Schulinspektoren – die eben genau einen menschlichen Link zwischen Schulen und Erziehungsdirektion sicherstellen – abschaffen
- und dafür eine neue Bildungsevaluationsstelle aufbauen

und anderes Ähnliches mehr.

Im Grossen Rat gab es Forderungen nach Einheitmatur und nach Standards und Leistungsmessungen in der Oberstufe.

Und kürzlich wurde auf Bundesebene im Gesetz über die Hochschulförderung und -koordination vorgesehen, dass sich Hochschulen neu akkreditieren lassen müssen, damit sie als Hochschulen akzeptiert sind. So muss sich also eine Universität Basel – mehrere Hundert Jahre alt – ihre Eigenschaft als Hochschule von einem Akkreditierungsrat bestätigen lassen. Mit meinen Interventionen gegen diese bürokratische Zusatzbelastung hatte ich keinen Erfolg...

Mir hingegen waren Dinge wie

- Motivation und Anstellungsbedingungen der Lehrpersonen
- Vertrauen
- Unterstützung

zentral.

Wie gesagt: In meiner Direktion konnte ich da rasch umsteuern – im interkantonalen Bereich ist das schwieriger.

Unsere Berner Bildungsstrategie bezeichnet Vertrauen und Unterstützung der Lehrerinnen und Lehrer als eine zentrale strategische Achse.

Zu Beginn fühlte ich mich manchmal etwas allein.

Umso mehr freute ich mich, als wir bei einem Besuch in Finnland vom finnischen Bildungsministerium hörten, die zentralen Grundsätze ihrer Politik seien

- Vertrauen
- Unterstützung
- Chancengleichheit.

Ebenso wichtig war für mich ein kleines, gelbes Buch, in welchem ich viel Bestätigung und viel Anregung fand: «Lob der Schule» von Joachim Bauer. Dieses Buch hat mir zu Beginn sehr viel geholfen und dafür möchte ich Ihnen, Herr Bauer, ganz herzlich danken.

Auch Ihr Buch über die Spiegelneuronen und wie man Menschen durch die Erwartungen, die man an sie hat, beeinflussen kann, haben mir extrem «gut

getan». Seit Jahren vertrat ich in der Politik die Auffassung, grundsätzlich bei meinem Gegenüber von einem guten Willen und von legitimen Absichten auszugehen. Das stimmt in den allermeisten Fällen und mit dieser positiven Erwartung werden wir auch die «neutralen Partner» motivieren können, mit uns zusammen etwas Positives erreichen zu wollen. Die paar wenigen Fälle, in denen das Gegenüber etwas Schlechtes will, und in denen wir mit einer positiven Haltung sozusagen «in den Hammer» laufen, habe ich gerne in Kauf genommen, insbesondere wenn ich daran denke, wie viel ich mit meiner positiven Haltung den Menschen gegenüber erreicht habe. Ihr Buch hat mir gezeigt, dass diese Position nicht einfach «grünes Gesäusel» ist, sondern auf «knallharten naturwissenschaftlichen Fakten» basiert. Vielen Dank!

*

* *

Wenn ich heute vor Ihnen von einer menschlichen Bildungspolitik sprechen möchte, von Kindern, Eltern, Lehrerinnen und Lehrern und nicht von Standards und Evaluationen, so renne ich wahrscheinlich offene Türen ein.

Der Titel Ihrer Tagung ist „Worauf es in der Schule wirklich ankommt“.

Meine Antwort ist:

- Auf die Qualität der Beziehung zwischen Lehrerinnen und Lehrern und Schülerinnen und Schülern – und ihren Eltern
- Und das hat damit zu tun, ob Lehrerinnen und Lehrer und Schülerinnen und Schüler genügend Freiraum haben.
- Ob sie gute Rahmenbedingungen erleben und motiviert sind.

- Ob sie die Beziehung so leben können, wie es für die Situation vor Ort richtig ist. Jede Klassensituation ist wieder anders, weil alle Menschen einmalige Individuen sind. Was heute in dieser Klasse funktioniert, muss morgen in einer anderen – oder der gleichen – Klasse nicht zwingend wieder funktionieren.

Für die Rahmenbedingungen sind Staat, Gesellschaft, Eltern, Schulleitung, kurz das ganze Umfeld der Schule zuständig.

Was heisst es, gute Rahmenbedingungen zu bieten?

Ich spüre, dass sehr viele Lehrerinnen und Lehrer mit der Herausforderung zunehmender Heterogenität immer mehr an ihre Grenzen stossen.

Und da kommt dann immer als erstes die Forderung nach mehr Ressourcen:

- Entlastung in der Anzahl Unterrichtslektionen,
- kleinere Klassen,
- Teamteaching, usw.

Das ist alles sehr verständlich und sicher nicht falsch. Und doch: Ich muss ehrlich sagen, dass ich nicht glaube, dass wir die zunehmende Heterogenität in den Schulen und die daraus resultierende Zusatzbelastung einfach über die Ressourcen-Schiene werden lösen können.

Wir brauchen Mittel in einem Umfang, wie sie in absehbarer Zeit nicht realistisch zu erreichen sind.

Auch wenn wir die Klassen verkleinern könnten, Lektionen reduzieren würden – ich mache fast eine Wette, innert kürzester Zeit kämen wieder neue Rufe nach mehr Ressourcen.

Meines Erachtens führt kein Weg darum herum, eine andere Einstellung zur Heterogenität zu finden, ja sie

als Ressource zu nutzen. Und dazu müssen wir lernen, in der Schule mit der Heterogenität anders umzugehen. Schülerinnen und Schüler als Ressource einzusetzen, damit sie anderen Schülern etwas beibringen können – und sei es auch „nur“, wie die Klassenregeln sind, wie die Schule funktioniert usw.

Ich weiss: sehr viele Lehrpersonen arbeiten täglich an genau diesem Umdenken.

Ein anderer Umgang mit der Heterogenität hat mit der Art zu tun, wie unsere Schule heute „aufgestellt“ ist. Ich denke, wir sollten

- mit jahrgangsgemischten Klassen lernen, die unterschiedlichen Leistungsniveaus als das Selbstverständlichste der Welt zu nutzen: Grosse lehren den Kleinen (und umgekehrt! öfter als man denkt), Grosse zeigen den Kleinen, was wo ist, wie die Regeln der Klasse sind, usw.

- ein Denken in Stufen: Die Kinder gehen dann in die nächste Stufe weiter, wenn sie die angestrebten Kompetenzen erreichen
- wir fördern andere Lernformen wie Lernbüros und -ateliers, wo die klassische Klassenstruktur aufgelöst wird (die klassische Struktur, wie auch der Frontalunterricht hat damit nicht ausgedient, im Gegenteil – sie wird besser eingebettet!)
- wir bewerten in Zukunft mit Kompetenzrastern und nicht mit simplen Zahlen.

Viele Dinge, die hier im Beatenberg gelebt werden.

In der Basisstufe wird vieles von dem umgesetzt.

Immer mehr Berner Volksschulen gehen auch in diese Richtung.

Der Staat gibt mit dem Lehrplan die Inhalte der Volksschule vor. Zumindest in grossen Linien. Deshalb möchte ich noch auf eine weitere Frage eingehen:

Was sind denn die richtigen Inhalte einer guten Schule?

Wir diskutieren derzeit landauf, landab über den neuen Lehrplan 21. Dieser Lehrplan bringt wenig neue Inhalte – er harmonisiert die Inhalte der Schule in der deutschen Schweiz und formuliert sie in Form von Kompetenzen.

Aber ist denn eigentlich der Inhalt des Lehrplans so wichtig, wie man aus der gegenwärtigen, oft verbissenen Diskussion annehmen könnte?

Ich möchte die Bedeutung eines Lehrplans auch etwas relativieren.

Lehrpersonen sind keine Lehrplan-Anwendungs-Maschinen!

Keine Lehrerin und kein Lehrer wendet den Lehrplan 100% gleich und vollständig an. Zum Glück.

Das Wichtigste in der Schule steht nicht im Lehrplan.

Das Wichtigste ist, dass die Schülerinnen und Schüler Vertrauen in sich selbst (auch in andere) und in ihre Fähigkeit erwerben, neue Dinge zu lernen,.

Die Mehrheit aller Schülerinnen und Schüler von heute wird wohl dereinst einen Beruf ausüben, den es so heute noch gar nicht gibt.

Da ist nicht in erster Linie ein „Bildungsrucksack“ gefragt, sondern das, was Psychologen, glaub ich, die „interne Kontrollüberzeugung“ nennen. Anders gesagt: Dass man Selbstwirksamkeit und Selbstvertrauen gelernt hat.

Und das lernen Sie eben nicht nur mit dem Vermitteln von kognitiven Lerninhalten. Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer erfahren damit die Schule mehr als ein „von Menschen für Menschen“

geprägter Bildungsort , der sich neben den Lerninhalten auch um die nachhaltige Entwicklung von Fähigkeiten und Fertigkeiten bemüht.

Bildung zielt immer auf den ganzen Menschen ab. Sie will ihm mit geeigneten Hilfestellungen ermöglichen, ein glücklicher Mensch zu werden, dem es heute oder morgen gelingen soll, ein wertvolles Glied in der Gesellschaft zu werden und es dann auch hoffentlich ein Leben lang zu bleiben.

Bildung heisst, den Schülerinnen und Schülern zu zeigen, dass sich das Leben lohnt (Hartmut von Hentig) und ihnen Vertrauen in sich selbst und in ihre Fähigkeit, etwas zu lernen, zu begreifen, mitzugeben.

Selbstverständlich:

Hauptaufgabe der Schule ist es, den Schülerinnen und Schülern die wichtigsten Kulturtechniken unserer Gesellschaft beizubringen. Dazu gehören in erster Linie **Lesen, Schreiben, Rechnen** - und viele andere wichtige Fähigkeiten, die jeder Mensch heute in unserer Gesellschaft braucht.

Mit Lesen, Rechnen, Schreiben ist es allerdings noch nicht gemacht.

Mit Fachkompetenzen allein kommen unsere Sprösslinge noch nicht durchs Leben, geschweige denn zu einer erfolgreichen Karriere im Berufsleben. Wer Wirtschaftsvertreter und Berufsbildner fragt, was denn die Volksschulabgänger mitbringen sollten, hört zwar als erstes ohne Zögern "Fachwissen und Fachkompetenzen".

Sozialkompetenzen sind den Lehrbetrieben ebenso wichtig: Unvergesslich ist für mich der Direktor einer Berner Oberländer Bergbahn, der an einer Veranstaltung auf die Frage, was er von den Volksschulabgängerinnen und -abgängern erwarte, aufzählte: "Lesen, Rechnen, Schreiben, aber ebenso Kommunikationsfähigkeit, Flexibilität, Innovationsbereitschaft, Selbstsicherheit." Ein grosses Programm!

Diese Eigenschaften sind nicht einfach mit dem Repetieren von Einmaleins und von Rechtschreiberegeln zu schaffen. Dafür braucht es die ganzheitliche Bildung – auch mit künstlerischen und handwerklichen Elementen.

Wenn eine Schule mit ihren Schülerinnen und Schülern ein Theater, ein Konzert, ein Musical aufführt, so

mag das auf den ersten Blick zum Wunschbedarf gehören. Hier werden ja nicht die Grundkenntnisse in Mathematik oder Schweizer Geschichte abgefragt.

Dabei, es sei noch einmal gesagt, sind die in unserer Wirtschaft und Gesellschaft besonders gefragten Sozialkompetenzen nicht allein durch schulische Leistungen zu erreichen.

Anlässe wie eine Musical- oder eine Theateraufführung einer Schule haben das Zeug dazu, die Schülerinnen und Schüler in ihrer Entwicklung um Meilen weiter zu bringen:

- In solchen Projekten heißt es üben, üben und nochmals üben. Was gibt es Besseres, als damit Selbstdisziplin und Durchhaltevermögen zu stärken!
- Im letzten Moment muss vieles noch improvisiert werden - denn wie manche Sache funktioniert zwei Stunden vor der Aufführung noch nicht! Eine perfekte Methode, um Flexibilität zu trainieren.

- Hier lernen Kinder und Jugendliche, hinzustehen und sich zu exponieren, Mut zu haben und Selbstbewusstsein zu entwickeln.
- Und, etwas vom Wichtigsten: Wer nicht singen kann oder will, für den hat es andere Aufgaben, von den Requisiten über Kostüme bis zum Programmheft. Alle werden gebraucht, jeder hat eine nützliche Fähigkeit. Was gibt es Besseres, als Teamgeist, Solidarität und Vertrauen in die eigene Fähigkeit zu stärken.

Erreichen wir durch Schulprojekte jeder Art, dass Schülerinnen und Schüler plötzlich Vertrauen in ihre Fähigkeiten gewinnen oder gar bisher unbekannte Fähigkeiten an sich selbst zu entdecken, so haben wir wohl das Grösste geschafft, was wir einem Kind mitgeben können: Vertrauen in sich selbst und in seine Fähigkeiten!

Unvergesslich die Aussage des tamilischen Mädchens, das nach einem Tanzprojekt in einer Berner Schule sagte: "Endlich bin ich einmal nicht nur immer

'Nicht-Deutsch', jetzt bin ich einmal 'Tanz'!". Was soll Bildung Schöneres erreichen!

Und diese Fähigkeiten sind eben nicht alle messbar. Und deshalb ist es so falsch, Schule auf die schulische Leistung, den messbaren "Output" zu reduzieren. Einstein sagte einmal: "Nicht alles, was zählt, kann gezählt werden und nicht alles, was gezählt werden kann, zählt".

Übrigens: Mir sagte einmal ein Kollege, ein Erziehungsdirektor eines anderen Kantons: "*Wir müssen den ökonomischen Mehrwert der Bildung in Zahlen belegen können!*"

Wo sind wir angekommen, wenn Schule ihren Mehrwert für unsere Gesellschaft ökonomisch beweisen muss. **Schule IST Mehrwert, dies steht doch ausser Frage.**

Dass sie sich weiterentwickeln und verbessern muss, dass sie auch effizient mit den eingesetzten öffentlichen Mitteln umgehen muss, einverstanden! Daran arbeiten ja Schulen und Bildungsdirektionen tagtäglich.

lich (und setzen sich dann dem Vorwurf der Bildungs-
bürokratie aus...). Aber der Wahn nach Indikatoren
und Output-Messungen sollte meines Erachtens
nicht auch noch die Schule dominieren - er hat in an-
deren Bereichen unseres Lebens schon zu viel Un-
heil angerichtet.

Es ist sicher so, dass auch die Schule sich nicht je-
der Messbarkeit entziehen kann und darf. Es soll ge-
messen werden, ob und wie sich die beträchtlichen
öffentlichen Mittel auswirken, welche für die Schule
eingesetzt werden. Dafür steht das von Bund und
Kantonen aufgezogene Bildungsmonitoring zur Ver-
fügung, welches derzeit im regelmäßigen Schweizer
Bildungsbericht Niederschlag findet. Und dafür ist
auch die im HarmoS-Konkordat vorgesehene stich-
probenweise Überprüfung der nationalen Bildungs-
ziele (Grundkompetenzziele oder Basisstandards) in
den einzelnen Kantonen da. Es sind sinnvolle Instru-
mente, die Transparenz schaffen und als Basis für
Verbesserungsmassnahmen dienen können. Aber
damit muss es dann sein Bewenden haben.

Schule und Bildung im Allgemeinen will individuelle
Stärken und Potenziale fördern und ausbilden, nicht
deren Fähigkeiten standardisieren.

Unser Land und unsere Wirtschaft lebt von den fachlichen, mentalen und sozialen Stärken ihrer Einwohnerinnen und Einwohner. Als exportorientiertes Land ohne Rohstoffe, das nur mit der Qualität und nicht in erster Linie mit den Preisen ihrer Produkte bestehen kann, sind wir sozusagen dazu verdammt, die Besten zu sein. Das können wir nur mit guter Bildung und motivierten, selbstbewussten und fähigen Menschen. Personen, die ihre individuellen Fähigkeiten optimal einsetzen können. Mit Einheitsbrei und standardisierter Bildung kann man bei billiger Massenproduktion bestehen, nicht aber bei Spitzenprodukten.

Deshalb ist es richtig, in der Schule nicht nur auf die messbaren Leistungen zu setzen, sondern die Kinder in ihrer Ganzheitlichkeit zu fördern. Die Schule braucht deshalb diesen geschützten Raum, in dem auch nicht messbare Fähigkeiten und Entwicklungen geschätzt, gestützt und gefördert werden.

So. Nun genug gesprochen zum Hauptthema Ihrer Tagung – worauf es wirklich ankommt. Nun zur Frage was der Staat dazu beitragen kann und soll

Ich habe gesagt: Im Zentrum muss eine menschliche Bildungspolitik stehen. Im Zentrum muss der Mensch stehen.

Und nicht die Struktur, oder ideologische Ideen für die Schule.

Viele Politiker wollen ihre politische Vorstellung der Schule aufstülpen. Ich plädiere für eine Politik des Vertrauens und der Freiräume und damit auch der Vielfalt.

Im Mittelpunkt muss die Stärkung der Lehrerinnen und Lehrer und der Schülerinnen und Schüler stehen, nicht ideologische Konzepte.

Das braucht Vertrauen.

Wenn wir wollen, dass die Schülerinnen und Schüler Vertrauen in sich und andere, in ihre eigenen Fähig-

keiten entwickeln, müssen die Lehrerinnen und Lehrer Vertrauen in ihre Schülerinnen und Schüler haben.

Und die Schulleitungen Vertrauen in ihre Lehrkräfte.

Und die Politik Vertrauen in die Schulen.

«Der Chef muss die Kultur vorleben.»

Das heisst: weniger Vorschriften, mehr Freiräume. Und das ist gar nicht so einfach in einer Welt, wo alles verschriftlicht und kontrolliert wird. Dann muss man den Mut haben, kein flächendeckendes Handy-Verbot vorzuschreiben, auch wenn die Medien das von einem verlangen. Dann muss man darauf verzichten, von allen Französischlehrerinnen und –lehrern einen Französisch-Test zu verlangen, sondern ihnen vertrauen, dass sie selbst merken, wenn ihre Sprachkenntnisse ungenügend sind.

Und dann muss man auch akzeptieren, dass eine Schulleitung ihren Freiraum nutzt und etwas anders löst, als man es selber tun würde. Vertrauen heisst auch, andere Lösungen zu akzeptieren und davon

auszugehen, dass die Menschen ihre Freiräume mit gutem Grund und sinnvoll nutzen.

Deshalb habe ich mich beim «Händedruck-Fall» geweigert, vor den Medien den Schulleiter von Therwil zu kritisieren. Auch wenn viele sich dort empört haben, und ich spontan auch gegen den Entscheid des Schulleiters war. Ich müsste zuerst seine Gründe wissen. Er hat sich sicher etwas überlegt dabei und gute Gründe gehabt!

Freiräume und Vielfalt zulassen – das ist in einer menschlichen Beziehung nötig. Denn jeder Mensch ist anders und somit ist jede Schulsituation anders. Und deshalb gilt es, Vielfalt zuzulassen (natürlich immer in einem bestimmten Rahmen – Lehrplan, allgemeine Regeln usw. gelten natürlich für alle).

Mir ist wichtig: Wenn Lehrerinnen und Lehrer von dem, was sie tun, überzeugt sind, kommt es gut! Wieso sind Lehrerinnen und Lehrer in Privatschulen – trotz tieferem Lohn – oft überzeugter, zufriedener? Ich glaube, das hat genau damit zu tun: Sie sind überzeugt von der Schulkultur, die sie bewusst gewählt haben (zum Beispiel an einer Robert Steiner-

Schule), sie erleben Gestaltbarkeit, sind «maître de leur destin» und fühlen sich nicht als Objekt einer fremden Bildungspolitik.

Deshalb bin ich überzeugt von Freiräumen und Vielfalt – und das ist gar nicht so einfach in der Politik. Von links werden oft flächendeckende, einheitliche Lösungen verlangt. Deshalb wurde ich für die Freiwilligkeit der Basisstufe zum Teil kritisiert. Dabei kommt die Basisstufe dann besser, wenn die Lehrerinnen und Lehrer davon überzeugt sind, und nicht, wenn ihnen die Basisstufe «aufgezwungen» wird. Genau das zeigen übrigens auch Untersuchungen aus Baden-Württemberg.

Chancengerechtigkeit – ein wichtiges Anliegen – entsteht nicht durch Einheitlichkeit. Sondern, dadurch dass Schülerinnen und Schüler die Chance haben, von kohärenten, überzeugten und Gestaltbarkeit erlebenden Lehrerinnen und Lehrern unterrichtet werden, die ihnen entsprechende Schwerpunkte setzen können (immer im grossen Rahmen eines Lehrplans natürlich).

Wenn behauptet wird, dass Chancengerechtigkeit mit einheitlichen Aufgabenstellungen – wie zum Beispiel mit einer Einheitsmatur – gefördert werden, so ist das

ein völliger Irrtum. In Frankreich lesen alle in der Maturlektüre die gleichen Bücher. Dann müsste der Unterricht vorher auch gleich gewesen sein. Und die Voraussetzung der Kinder und Jugendlichen müssten gleich sein. Mit «Madame Bovary» kann nicht jeder Schüler gleich viel anfangen. Es kommt darauf an, ob seine Lehrerin vom Werk begeistert war oder nicht, wie sein sozialer Hintergrund ist – ist er Arbeiterkind oder Sohn einer Ärztin -, wo er wohnt, usw. Die gleiche Aufgabe ist nicht für alle gleich. Das wissen Sie als Lehrerinnen und Lehrer genau. Chancengerechtigkeit ist dann am besten sichergestellt, wenn wir starke Lehrerinnen und Lehrer als eigenständige Persönlichkeiten haben – und wenn der Funke zur Schülerin oder zum Schüler springt.

Diese Haltung braucht etwas Zurückhaltung, ja Demut der Politik. Und auch das Akzeptieren, dass eben nicht jede Lehrerin, jeder Lehrer, jeder Unterricht immer und zu jedem Zeitpunkt allen Schülerinnen und Schülern gleich gut entspricht. Das ist gar nicht möglich.

Lehrerinnen und Lehrer sind Vorbilder für die Schülerinnen und Schüler – im umfassenden Sinn. Wo man etwas «nachmacht», aber eben auch: wo man sich

manchmal auch abgrenzen muss. Daran wächst man.

Das alles heisst für mich:

- Weniger Politik in der Schule
- Weniger flächendeckende Vorgaben

Ich sehe schon, dass das alles auch eine andere Seite hat und dass es in gewissen Bereichen sehr wohl flächendeckende Vorgaben braucht. Aber in der Grundlinie ist das meine Haltung.

Ich habe nun vor allem davon gesprochen, was der Staat nicht tun soll.

Ich möchte nun aber doch noch sagen, was der Staat tun kann und soll:

- Er soll für gute Anstellungsbedingungen sorgen, damit die Lehrerinnen motiviert und gestärkt sind.

Das hat mit der Lohnfrage zu tun, mit anderen Arbeitsbedingungen, aber auch mit Wertschätzung, mit

Vertrauen. Und dies hat damit zu tun , dass die Politik zuhört, sich interessiert, die Sorgen der Lehrpersonen ernst nimmt.

Ich habe in den letzten zehn Jahren ein Hauptgewicht auf dieses Thema gelegt – weil ich überzeugt bin, dass der Schule am besten gedient ist, wenn Lehrpersonen sich gestützt und motiviert fühlen.

- Stabile Rahmenbedingungen. Die Gesellschaft und die Schülerinnen und Schüler ändern sich dauernd. Da brauchen Lehrpersonen in den Strukturen möglichst stabile Rahmenbedingungen – und natürlich auch in finanzieller Hinsicht: möglichst keine Sparmassnahmen. Bei den Strukturen ist mir das in den letzten zehn Jahren, glaube ich, gut gelungen. Bei den Sparmassnahmen besteht sicher noch Verbesserungsbedarf. Ich glaube aber, dass beim nächsten Sparpaket dieses Anliegen von der Regierung sehr wohl ernst genommen wird.

Einräumend muss ich sagen: Die Lehrerinnen und Lehrer haben eine recht stabile Situation. Wenn ich mit den Veränderungen in vielen Berufen – Stichwort «Industrie 4.0» - vergleiche...

- Ein Umfeld schaffen, in dem pädagogische Weiterentwicklungen «von unten» gestützt und gefördert werden. Das nennen wir im Kanton Bern den «pädagogischen Dialog», ein mir ganz wichtiges Projekt.

Wir sollen nicht meinen, wir könnten von der Politik das Wesentlichste vorgeben: die Beziehung und die Pädagogik. Was wir tun können, ist, ein Umfeld schaffen, in dem viel Gewicht auf diese Themen gelegt wird. Ein Ort, wo Erneuerungen ermuntert werden, wo Plattformen bestehen, damit Schulen von anderen Schulen lernen können.

Das versuchen wir im Kanton Bern mit dem pädagogischen Dialog zusammen mit der PH:

- mit Kurzfilmen, die zeigen, welche tolle pädagogische Innovationen an unseren Schulen stattfinden. (Good Practice, nicht «best» practice)

- mit einem Tag der Schule, an dem wir diskutieren und auch die Schule feiern

- mit zahlreichen regionalen Veranstaltungen der Schulinspektorate dazu

Denn das wichtigste ist guter Unterricht und somit Unterrichtsreflektion und –weiterentwicklung

Wir ermuntern unsere Schulen, auch Dinge auszuprobieren, die über die üblichen Rahmenbedingungen hinaus gehen. Schule ohne Noten oder ohne Selektion? Selbst solche Schulversuche sind möglich. Nur müssen die Schulen sie auch wollen – und ihr Umfeld (Gemeindebehörden, Eltern) mitnehmen. Dann entstehen Neuerungen von der Basis her. Und kommen irgendwann auch in der Politik an.

Abschluss/Ausblick

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch eine Geschichte erzählen:

Ein guter Freund erzählte mir folgende Begebenheit: An einer Lehrprobe, die er abnahm, beendete die Kindergartenlehrperson den Morgen, indem jedes Kind ein Insekt nennen sollte und dann die Klasse verlassen durfte. Am Morgen war das Thema Insekten behandelt worden.

Das erste Kind rief

- „die Biene!“ und konnte gehen;
- das zweite „die Wespe“ und konnte gehen,
- das dritte „die Mücke“,
- das vierte „der Schmetterling“ und so weiter.

Für die verbleibenden Kinder stiegen natürlich die Unruhe und der Stress: Finde ich noch ein neues Insekt, damit ich wie die anderen Kinder nach Hause gehen darf?

„Der Elefant“, sagte das zweitletzte Kind – und durfte auch gehen.

Diese wunderbare Geschichte fasst in sich zugleich die ganze Schönheit und Schwierigkeit des Lehrberufs zusammen. Von da aus ist alles möglich.

Natürlich: Die Lehrerin hatte nicht Recht.

Im Namen der Standards, im Namen der wissenschaftlichen Wahrheit: Ein Elefant ist nun einmal kein Insekt.

Die einzige korrekte Antwort wäre gewesen: „Nein, mein Liebes, der Elefant ist kein Insekt. Du musst noch da bleiben und weiter suchen“.

Und wenn es nach den neuesten Vorschlägen der grössten Partei der Schweiz ginge, so hätte dieses Kind wohl die Klasse wiederholen müssen oder würde in eine Sonderklasse gesteckt oder sähe später seinen Lehrlingslohn gesenkt.

Wie auch immer: Die Antwort ist falsch. Da gibt es nichts zu rütteln.

Und doch: Es gibt gute Gründe, die Antwort des Kindes zu akzeptieren – und somit zu erlauben, dass ein Elefant in der Schule auch einmal ein Insekt sein darf. Denn:

Ja – der Elefant ist ein Insekt, weil er einen Rüssel hat wie die Mücken, und es wäre interessant, morphologische Parallelen zwischen Elefant und Mücken mit dem Kind zu diskutieren.

Ja – es ist wichtig, das Kind mit der Idee von fliegenden und stechenden Elefanten nach Hause gehen zu lassen, mit der Idee von Zirkusnummern von Elefanten und Mücken. Zu Hause wird es von den Eltern zum Glück noch früh genug hören, dass Elefanten wohl keine Insekten sind.

Ja – es ist wichtig, dass das Kind nach Hause geht ohne das Gefühl, wieder einmal versagt zu haben.

Ja – der Elefant darf heute ein Insekt sein, weil das Kind den ganzen Morgen begeistert mitgemacht hat und berechtigte Zweifel bestehen, ob die Kinder schon zwanzig verschiedene Insekten kennen.

Ja – das Kind hat noch sein ganzes Leben vor sich, um herauszufinden, dass Elefanten – zum Glück oder leider – keine Insekten sind.

Schule geben ist vielleicht die Suche nach der Lösung für das Elefanten-Problem. Schule geben heißt vielleicht, den Elefanten als Mücke zu akzeptieren – zumindest in dieser Situation hier.

„Vielleicht“ ist wohl für viele in unserer heutigen Zeit, da Gewissheiten postuliert – oder genauer: «getrum-petet» – werden, ein beunruhigender Begriff.

Doch Unterrichten hat weniger mit Gewissheiten zu tun, als wir wohl denken. Unterrichten ist das Denken in Hypothesen, in Potenzialen, das Erkennen von Wegen und Perspektiven für die Kinder.

Vielleicht heisst Unterrichten gerade auch zu verstehen versuchen, warum für dieses Kind ein Elefant ein Insekt ist, zu spüren, dass dieses Kind begeistert ist von Elefanten, und Mücken hasst.

In diesem „vielleicht“ liegt auch das Akzeptieren der Grenze von Gewissheiten. Denn Unterrichten hat – auch – mit Liebe zu tun und die Liebe kennt nur eine Gewissheit: das bedingungslose Schätzen und Akzeptieren eines Menschen, so wie er oder sie ist.

Gerade wegen dieses Elefanten muss die Schule eine Institution sein,

- die das Menschliche in den Mittelpunkt setzt;

- in der diskutiert wird, ob der Elefant ein Insekt ist oder nicht, weil das noch nicht alle Kinder wissen;
- wo auch einmal ein Elefant ein Insekt sein kann – und sei es nur für ein Mittagessen und weil es für dieses Kind jetzt gerade wichtig ist.

Lehrpersonen, Schulleitungen und Kinder müssen über diesen geschützten Raum verfügen, denn dieser ist nötig, um den chaotischen, schönen und schwierigen Weg hin zum Wissen, zur Erkenntnis und zum Verständnis gemeinsam zu gehen.

Das ist Schule. Und die Aufgabe des Staates ist es, genau diesen geschützten Raum bereitzustellen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und für Ihren Einsatz für eine menschliche Schule.